

Von: Dr. Andreas Schreiber

Nachdenken über ein gelingendes Leben

Einleitung

Häufig begegnen wir Menschen, von denen wir überzeugt sind, ihr Leben sei gelungen bzw. sie seien glücklich. Bei näherem Hinsehen und Hinhören bemerken wir aber manchmal, dass gerade diese Menschen mit dem Geschick ihres Lebens hadern, dass sie vielleicht sehr unzufrieden und unglücklich sind. Darüber sind wir dann erschüttert, weil wir, wenn *wir* ein solches Leben führen dürften, zufrieden genug wären, um uns eventuell auch glücklich zu dünken.

Schon allein eine solche Betrachtung – die durchaus auch zu dem umgekehrten Ergebnis führen kann – verweist direkt zurück auf unser je eigenes Befinden. Sehen wir des anderen Leben als glücklich und gelungen an, so zeigt uns dies zumindest eine partielle Unzufriedenheit mit unserem eigenen. Wir hätten gerne noch dies oder das, was der andere hat, um selbst zufriedener sein zu können. Betrachten wir hingegen des anderen Leben als ein weniger gelungenes, so verweist es immerhin auf ein eigenes Befinden der höheren Zufriedenheit. Jedoch gehen wir gewöhnlich in beiden Fällen nicht tiefer in die Frage, was es eigentlich heißt bzw. für einen selbst bedeutet, glücklich und zufrieden zu sein und das Leben als ein geglücktes anzuerkennen. Wir bleiben zumeist bei der Feststellung unseres Empfindens.

Und dies zu recht, weil es kein leichtes Unterfangen ist, den Fragen nachzugehen, die sich da aufdrängen. Denn obwohl – wie es scheint – jeder Mensch nach dem Glück strebt und gerne von seiner auf Erden verbrachten Zeit sagen möchte, dass sie schön und befriedigend war, kann trotz langer philosophischer Tradition nicht wirklich klar festgestellt werden, was Glück eigentlich ist bzw. was nun wirklich glücklich macht. Es gibt innerhalb der 2000 jährigen Tradition viele Ansätze dazu, die selten Neues beinhalten, sondern vielmehr um sich selbst kreisen, ohne dass der glücksuchende Mensch mit den Antworten zufrieden zu stellen wäre.

Deswegen fragen wir heute anders, wir fragen: Was lässt das Leben ein gelungenes sein? Wie kann Leben gelingen, glücken und damit – quasi von hinten her – zu einem glücklichen werden?

Hauptteil:

Bei der Reflexion über diese Frage ist mir eine Passage eines Romans von Albert Camus in die Hände geraten, die ich im folgenden etwas näher auslegen und mich so einer Antwort annähern möchte.

Es handelt sich um den zwischen 1936 und 1938 geschriebenen, jedoch zu Camus' Lebzeiten unveröffentlichten Roman „Der glückliche Tod“. Die nun folgende Szene entstammt dem Ende des Romans, in dem der Protagonist seinem durch eine verschleppte Rippenfellentzündung und Herzschwäche bedingten Tod mit vollem Bewusstsein entgegenwartet:

„Bislang hatte er gelebt. Jetzt würde man von seinem Leben sprechen können, von dem großen verwüstenden Schwung, der ihn vorangetragen hatte; von der flüchtigen, schöpferischen Poesie des Lebens blieb jetzt nichts mehr übrig als die nackte Wahrheit, das Gegenteil aller Poesie. Jetzt wusste er, welcher von all den Menschen, die er wie jedermann zu Beginn seines Lebens in sich getragen hatte, welches von diesen verschiedenartigen Wesen, die ihre Wurzeln miteinander vermischten, ohne sich selbst zu vermischen, er selber gewesen war: und diese Wahl, die im Menschen das Schicksal schafft, hatte er bewusst und beherzt getroffen. Darin lag sein ganzes Glück im Leben und im Tode. Er begriff jetzt, dass vor diesem Tod, den er stets mit dem panischen Schrecken eines Tieres betrachtet hatte, Furcht zu haben, bedeutete, Furcht vor dem Leben zu haben. Die Furcht zu sterben rechtfertigte das grenzenlose Festhalten an dem, was im Menschen lebendig ist. Und alle diejenigen, die nicht die entscheidenden Handlungen vollzogen hatten, um ihr Leben zu intensivieren, alle diejenigen, die die Ohnmacht fürchteten und zugleich priesen, hatten Angst vor dem Tod, weil er die endgültige Bestätigung eines Lebens bedeutete, das sie nicht mitgelebt hatten. Sie hatten nicht genug gelebt, da sie nie gelebt hatten, und der Tod war für sie gleichsam die Geste, die einen Reisenden, der vergebens versucht hat, seinen Durst zu stillen, für immer des Wassers beraubt. Für andere aber war er die schicksalhafte, dabei aber zärtliche Gebärde, die auslöscht und verneint und ebenso zur Dankbarkeit wie zur Auflehnung verführt.“¹

¹ Camus, Albert: Der glückliche Tod, Reinbeck bei Hamburg 2004, S. 133f.

Dieses Textstück klingt sehr klar und einfach, hat aber eine philosophische Tiefe, die wir in der folgenden Interpretation ans Licht bringen wollen.

Zunächst einmal kann man die Passage in groben Strichen folgendermaßen zusammenfassen: Das Glück des Lebens liege in der Intensivierung desselben bzw. der jeweiligen Handlungen und derjenige, der angesichts seines nahen Endes diese Intensität nicht verwirklicht hat, hängt umso stärker am Leben bzw. fürchtet sich umso mehr vor dem Tod. Und die Furcht vor dem Tod, die einen ja schon während des ganzen Lebens immer wieder einmal ereilt, sei nur eine Furcht vor dem Leben, besonders vor der Möglichkeit, dass man mit dem Lebensende festzustellen genötigt ist, vielleicht doch nicht richtig gelebt zu haben, dass das eigene Leben misslungen oder wenigstens nicht so richtig geglückt sei.

Somit sagt uns Camus etwas darüber, wie das Leben gelingen kann und wie dadurch das Lebensende, der Tod, der unweigerlich zum Leben gehört, seinen Stachel verliert, ja sogar glücklich genannt werden kann.

Auch Martin Heidegger sieht im Tod eine positive Möglichkeit für das Leben, wenn er das Wesen des Menschen als „die Sterblichen“ kennzeichnet, deren Aufgabe es ist, das Sterben zu lernen, d. h. den Tod so als Tod zu vermögen, „damit ein guter Tod sei“.² Einen guten Tod zu haben und zuvor das Sterben zu lernen bedeutet nämlich gleichzeitig, ein gutes Leben zu haben, d. h. das Leben so zu gestalten, dass das Sterben als eine natürliche Weise unseres Seins mit ins Leben hineingenommen, anerkannt und angesichts dieser Tatsache alles daran gesetzt wird, ein gutes Ende und somit im Rückblick ein gutes Leben „produziert“ zu haben.

Die von mir etwas spitze Bemerkung, dass wir im Rückblick erkennen können, ob wir ein gutes Leben produziert haben oder nicht, findet sich in literarischer Form auch im zugrundegelegten Text. Camus schreibt von der „flüchtigen, schöpferischen Poesie des Lebens“, die an dessen Ende umschlägt in ihr Gegenteil, in die „nackte Wahrheit“.

Er zeigt uns mit diesen Worten, dass unser Leben einerseits schöpferische Poesie, also – positiv formuliert – ein kunstvoll geschaffenes Gedicht ist. Andererseits ist diese Poesie, so schön sie auch sein mag, nur flüchtig, also immer von der

² Heidegger, Martin: Bauen Wohnen Denken; in: Ders.: Vorträge und Aufsätze, Pfullingen 1990, S. 139 – 157, hier S. 145.

Vergänglichkeit, ihrem Verschwinden und somit ihrer Zerbrechlichkeit bedroht. Wenn man Poesie – Dichtung – aus ihrer griechischen Wurzel her denkt, so bedeutet sie *poiesis = Hervorbringung!* Dichtung ist eine Hervorbringung, d. h. eine Leistung, die etwas aus dem Unverfügbaren, dem Verborgenen, in die Unverborgenheit, in das uns umgebende Sein bringt. Das schöpferische Moment der Dichtung zeigt sich darin, dass es diffus wahrnehmbare oder sehr komplexe Lebenskontexte oder –stimmungen auf einen Begriff bringt und sie uns damit als etwas Handhabbares und dennoch Schönes zum weiteren Umgang bereitstellt.

Dichtung ist aber auch – wie der Volksmund weiß – nicht immer das Wahre, obschon auch Wahres darin ist, sondern vielmehr etwas Erfundenes. Wenn wir von etwas Erdichtetem sprechen, so meinen wir gewöhnlich eine phantasievolle Ausschmückung eines Tatsachbestandes, d. h. eine Erweiterung des realen Kernes, der darin steckt. Wenn wir dichten, schöpfen wir nicht nur aus den „realen“ Erfahrungen, um daraus mächtige und teilweise ästhetische Wortketten zu bilden, sondern wir kreieren etwas, erfinden und erschaffen noch etwas dazu, was so nicht als Erfahrungstatsache allein wahrgenommen wurde. Anders wäre Dichtung von einem Bericht nicht zu unterscheiden.

Wenn wir nun das Leben als zwar flüchtige, aber schöpferische Poesie im erörterten Sinne betrachten, so meint es – nun negativ formuliert –, dass es eine – mit Nietzsche gesagt – Erfindung, eine Metapher, kurz etwas „Lügnhaftes“ ist, womit uns eine gewisse Ästhetik vorgegaukelt wird, die das Leben an sich vielleicht gar nicht hat. Dies ist durchaus nicht nur negativ zu sehen. Vielmehr sind wir, angesichts vieler leidvoller Augenblicke in unserem Leben, wovon die Vergänglichkeit als solche das das ganze Leben begleitende Leid darstellt, wie Buddha sehr weise feststellte, vielleicht sind wir dazu genötigt, uns das Leben schön zu färben, es als ein durchaus lebenswertes umzuinterpretieren, „zurechtzulügen“, zu erdichten.³

Die von Camus betonte Flüchtigkeit dieser Lebensdichtungen spricht von dem Phänomen, dass der Mensch je nach Situation, in der er gerade steckt, eine je andere Geschichte aus seinem Leben erdichtet. Oder anders gewendet, um bei unserem Thema zu bleiben: Dasjenige, was wir als ein höchstes Gut ansehen, das

³ Vgl. Nietzsche, Friedrich: Basler nachgelassene Schriften: Über Wahrheit und Lüge im außermoralischen Sinne, KSA 1, Berlin 1999, S. 873 – 891; ebenso: Zweite unzeitgemäße Betrachtung. Vom Nutzen und Nachteil der Historie für das Leben, ebd., S. 243 – 335.

uns das Glück bereitstellen soll bzw. wegen dessen Besitz oder Strebens danach wir uns glücklich schätzen, wandelt sich von Mal zu Mal. So konstatierte schon Aristoteles, dass z. B. der Kranke die Gesundheit, der Notleidende den Besitz, der Einsame die Gesellschaft usw. als das erstrebenswert Höchste interpretiert.

Mit Aristoteles begann denn auch die philosophische Umorientierung, wonach das Glück nicht mehr durch die uns nur zufällig oder schicksalhaft zukommenden Glücksgüter wie Reichtum, Schönheit, Gesundheit, Klugheit, Freunde usw. repräsentiert wird. Diese sind nämlich nicht nur kontingent, sondern bedrohen uns ebenso mit der Möglichkeit ihres Verschwindens wie mit dem Gefühl des Überdrusses bei zu leichter Erreichbarkeit oder zu langem Besitztum.

Vielmehr wurde Glück nun als etwas im Lebensvollzug des Menschen Liegendes gedacht, als etwas, das mit der Einstellung zum Leben zu tun hat und somit etwas mit der menschlichen Vernunft. Glücklich wurde derjenige gedacht, der die *richtige* Einstellung zum Leben gewinnen konnte und somit zunächst erkannt haben muss, was das Leben und zudem die richtige oder falsche Einstellung dazu sein kann. Glück wurde somit zu einem Prozess, und zwar zu dem der Verwirklichung der eigenen Natur, d. h. der Tugenden. Die christliche Tradition färbte diese philosophische Einsicht schließlich um in die Vervollkommnung der Liebe zu Gott. Die Aufklärung schließlich löste das Glück wieder von der gottliebenden Glückseligkeit und säkularisierte es zu einer Menge von „units of pleasure“ (Bentham), d. h. zu Lusteinheiten. Wie diese zu bestimmen sind, kann weiterhin vielfach diskutiert und erdacht werden, so dass wir hierbei wohl wieder bei Platon landen und neu beginnen können.

Zurückkommend zu Camus erkennen wir schon an diesem sehr groben geschichtlichen Aufriss der Glücksideen die genannte Flüchtigkeit der schöpferischen Lebensdichtung, die ihren Prüfstein im Lebensende erfährt, an dem sich die „nackte Wahrheit“ zeigt, ob die Dichtung sozusagen dicht hält und genügend Halt gibt, so dass wir unser Leben vor deren Hintergrund als gelungen betrachten können, oder ob sie sich eben als bloße Dichtung, Phantasie, als „Lügengebäude“ entlarvt. Letzteres umschreibt der Volksmund mit dem Ausdruck: „aufs falsche Pferd gesetzt haben“. Und dies kann uns mit allen in der Geschichte der Philosophie angebotenen Glücksideen passieren.

Es stellt sich jetzt natürlich die Frage, wie wir uns unser Leben so interpretieren können, dass es ein gelungenes gewesen sein wird. Gibt es hinter der beliebigen Flüchtigkeit doch eine „richtige“ Interpretation, gleichsam ein Rezept, wie wir glücklich sein können, ohne uns in der Vielfältigkeit der Momente zu verzetteln?

Mit dem zugrundegelegten Text können wir durchaus mit Ja antworten. Er sprach von der Intensivierung des Lebens, vom Vollzug entscheidender Handlungen.

Aber was heißt das? Woraus besteht die Intensität des Lebens? Sollen wir, wenn wir essen oder trinken, schlafen oder wachen, uns ärgern oder freuen, alles nur ein bisschen intensiver, gleichsam extremer machen, uns affektiver verhalten? Was sind im Gegenzug dazu entscheidende Handlungen? Bedeutet es, ob wir diesen oder jenen Beruf ergreifen, diese oder jene Person als Freund oder Lebenspartner erwählen, ob wir in Freiburg, Hamburg oder New York leben?

Zu beiden Fragekomplexen ist sowohl mit einem Ja wie auch mit einem Nein zu antworten. Das Ja bezieht sich darauf, dass wir mit entschiedenen Handlungen und der Lebensintensivierung auch diese Bereiche berühren und verändern, dass es natürlich einen Unterschied macht, z. B. für wen ich mich als Lebenspartner entscheide. Aber gleichzeitig ist nicht dies das primär Ausschlaggebende – und deswegen auch das Nein. Vielmehr sind dies schon Folgen einer vorgängigen Entschiedenheit, die sich auf mich, mein Selbst und mein Leben bezieht. Camus beschreibt dies mit dem Bild, dass in jedermann eine Vielzahl von Menschen, von inneren Wesen verwurzelt sind, deren Wurzeln sich zwar umschlingen, aber nicht miteinander vermischen. Er betont damit, dass der Mensch eine Vielzahl von Möglichkeiten – nicht nur hat, sondern *ist*.

Wir müssen den feinen Unterschied, der hier gemacht wird, sehr genau hören. Es sind nicht die verschiedenen Möglichkeiten im Menschen veranlagt bzw. ihm zukommend wie irgendwelche Eigenschaften, sondern Menschsein heißt, wesensmäßig diese Möglichkeiten selbst zu sein. Jeder Einzelne unter uns ist prinzipiell immer schon Viele! Und diese Vielen, die wir sind, reduzieren wir im Laufe unseres Daseins auf jeweils einen, jedoch nicht nur auf einen einzigen, sondern auf je einen in einer jeweiligen Situation. Deswegen sprechen wir auch davon, dass der Mensch viele Gesichter hat oder je nach Kontext verschiedene Rollen spielt u.ä.

Diese Vielzahl an möglichen Seinsweisen, diese „Rollenspiele“ dürfen nicht einfach dem zufälligen Gang der eigenen Lebensgeschichte überantwortet werden. Die

Ausgestaltung der jeweiligen Rollen sollte nicht allein nach den auf einen zukommenden Situationen angegangen werden, so dass die damit betriebene schöpferische Poesie des Lebens wieder nur eine beliebige und flüchtige ist. Camus hat vielmehr etwas anderes im Blick, das wir mit Heidegger auch die „Entschlossenheit für das Sein“ nennen können.

Camus schreibt: „... und diese Wahl, die im Menschen das Schicksal schafft, hatte er bewusst und beherzt getroffen.“

Der Mensch wählt also, vielmehr: er muss wählen – sonst wird er gewählt! Und es ist nicht das Schicksal, das von außen kommend die menschlichen Geschicke bestimmt, in die zu fügen höchste Aufgabe des Menschen ist, sondern die Wahl selbst schafft erst das Schicksal, das man dann weiterhin ertragen lernen muss. Der Mensch wählt sich gleichsam sein Schicksal selbst!

Hiermit ist einerseits jegliche göttliche Macht, die das Geschick des Menschen im Vorhinein bestimmt, abgewiesen, andererseits aber wird doch eine gewisse äußere Bestimmung angenommen, die zu leugnen auch an empirische Ignoranz grenzen würde, indem *nach* der Wahl gewisse Weichen gestellt sind, die – mit anderen Worten – den einen umgebenden Möglichkeitshorizont, der man genuin selbst ist, jeweils verändert bzw. verengt.

Um den Gedanken zu verdeutlichen, möchte ich ihn mit Heideggers Terminologie etwas klarer darstellen: Der je einzelne Mensch ist aufgrund seiner eigentümlichen Geschichtlichkeit, die sich nicht nur auf die leiblichen Anverwandten und das umgebende Milieu bezieht, sondern durchaus tief „hinunter“ in die Kultur- und Denkgeschichte einer Gesellschaft reicht, in die Welt gekommen – oder geworfen, wie Heidegger sagt. Dort durchlebt er im Vollzug seines Daseins einen eigentümlichen, nur zu ihm gehörigen Horizont an Möglichkeiten, die er als ein sich um die Art und Weise seines Existierens bemühen und sorgendes Wesen ergreift oder nicht ergreift. Heidegger nennt diesen Vollzug den „Entwurf“. Im jeweiligen Entwerfen und Ergreifen von bzw. Verlegen auf Möglichkeiten, die in seiner spezifischen Geworfenheit wurzeln, ergeben oder verschließen sich andere Möglichkeiten. Durch diese Verschiebungen gestalten wir uns ständig um und können – so Camus – unser Leben schöpferisch erdichten.

Nun kennen wir aber leider zur Genüge das Phänomen, welches gleichsam als Gegenargument gegen die freie Lebensentfaltung gilt, dass wir nämlich unter sowohl

materiellen wie auch gesellschaftlichen Sachzwängen stehen, dass wir in unseren Entscheidungen gar nicht so frei sind, wie wir uns wähnen (, besonders angesichts der Ergebnisse neuerer Hirnforschungen). Dass wir, um bei obigen Beispielen zu bleiben, oft gar nicht entscheiden können, ob wir in Hamburg oder New York wohnen wollen, sondern in Freiburg leben *müssen*.

Camus, als Zeit- und Denkgenosse Sartres, bietet uns für dieses Dilemma die Lösung der eher radikal angenommenen Freiheit des Willens an. Für ihn kommt es darauf an, bewusst und beherzt, d. h. ohne sich von äußeren Zwängen oder Situationen drängen oder in sie treiben zu lassen, sondern in klarer und beherzter, also mutiger und kraftvoller Entscheidung die Dinge des Lebens anzugehen. Diese Betonung der eigenen menschlichen Kraft mag uns angesichts mancher Ohnmächtigkeiten bezüglich des Lebensganges als zu freiheitlich-subjektiv erscheinen. Wir müssen sie auch nicht bis ins Letzte Teilen. Jedoch kündigt sie von einer m. E. fundamentalen Grundbedingung gelingenden Lebens, die auch andere Denker schon vielfach thematisiert haben.

So ist es eben für Heidegger die ureigenste Entschlossenheit, die Möglichkeiten, die man ist, gemäß seines gemachten Entwurfes vor dem Hintergrund der eigenen Faktizität zu ergreifen und sich so als dasjenige Wesen, dessen Wesenskern die Sorge um das Sein ist, um sein eigenes Wie-Sein zu bekümmern. Hierzu gehört fundamental das Verstehen des Lebens als den Vollzug der eigenen Existenz innerhalb des angesprochenen Horizontes, und zwar so, dass man sich selbst immer wieder neu und bewusst für das, was man ist, entscheidet, um nicht der Gefahr zu erliegen, von – wie Heidegger sagt – dem „man“, von der allgemeinen Öffentlichkeit, entschieden zu werden. Denn erst im Verfallen an dieses Man, welches einem sicherlich eine Erleichterung des Existierens ermöglicht, sehen wir im Gang unseres Lebens die äußere Macht von Sachzwängen – oder schicksalsbringenden Gottheiten. Die Hingegebenheit an die allgemeine, öffentliche Meinung lässt uns erst in diese Sachzwänge eingesperrt sein.⁴

Nietzsche hingegen prägte in der nicht ganz vollendeten Ausgestaltung des sogenannten Übermenschen den Charakterzug des „*Amor fati*“. Es ist die innere Haltung, sein Schicksal auch und gerade angesichts der Möglichkeit einer ewigen

⁴ Vgl. hierzu Heidegger, Martin: Sein und Zeit, Tübingen 1993, §§ 25 – 27, 35 – 38.

Wiederkunft immer desselben Lebens zu lieben, sein Leben sowie auch dessen Ende radikal zu bejahen, ja zu sagen zu sowohl guten wie auch schlechten Erfahrungen.

Hier kehren wir wieder zurück zu Camus, der in seinem Werk „Der Mythos von Sisyphos“⁵ plausibel darlegte, dass Sisyphos durchaus, trotz seines schweren Schicksals, das nie zu Ende sein wird, ein glücklicher Mensch genannt werden kann.⁶ Seine Macht liegt in der *Poesie* seines Lebens, nämlich sein Leiden als *sein* Leiden anzunehmen und in dieser Anerkennung aus freien Stücken, im beherzten Bewusstsein, der Strafe der Götter zu trotzen und sich in sein Schicksals als nunmehr selbst gewähltes zu begeben. Er überlistete nach Camus gleichsam die Götter, indem er sie als diejenigen, die ihm dies leidvolle Schicksal aufbürdeten, verachtete, gedanklich auslöschte und sich selbst als den Herrn dieses Loses annahm. Von nun an *wollte* er dieses Schicksal!

Durch diese Wahl seiner selbst – Nietzsche bemühte dafür oft den Spruch von Pindar, dass wir erst werden müssen, was wir sind – kann auch das schlimmste Schicksal noch als ein gelungenes Leben anerkannt werden!

Unsere Möglichkeit eines gelingenden Lebens liegt eben darin, das Leben, das wir jeweils im Vollzug selbst sind, als ein von uns auch je so gewolltes anzuerkennen, d. h. sich für das Leben, das jeweilig meins ist, mit einem radikalen Ja zu entschließen – aber nach Heidegger hierbei nicht zu vergessen, nach den jeweiligen Verfallsmomenten an die öffentliche Meinung, an das Man, zu forschen und sich so sein eigenes Wie-Sein im Verstehen durchsichtig zu machen.

Schluss

Zum Schluss möchte ich meine Reflexionen zusammenfassend nochmals auf den Punkt bringen.

Grundlegender Motor unserer Handlungen ist die Suche nach dem großen Glück oder doch zumindest nach einem zufriedenen, geglückten Leben. Wir wollen –

⁵ Camus, Albert: Der Mythos von Sisyphos. Ein Versuch über das Absurde, Hamburg 1989, hier S. 98 – 102.

⁶ Zur Erinnerung: Sisyphos war derjenige Held, der dafür, dass er den Tod in Ketten legte, von den Göttern die Strafe auferlegt bekam, in der Unterwelt einen schweren Stein einen Berg hoch zu rollen, der, oben angekommen, von allein wieder hinunter rollt – und die Mühe beginnt von vorne, jeden Tag neu. (Vgl. Sisyphosarbeit!)

ökonomisch betrachtet – die Summe unserer lustbringenden Erfahrungen gerne höher sehen als die des Leidens.

Problematisch an diesem Ziel ist, dass es nicht eindeutig bestimmbar und noch weniger eigenmächtig herzustellen scheint. Letzteres zeichnet sich durch die Erfahrung des Zufalls aus, der uns in Kontexte und mit gewissen Anlagen geboren sein lässt, die als Hypothek schwer auf unserem Luststreben lasten oder lasten können. Auch die im Verlauf des Lebens auf uns kommenden Geschicke zeigen die relative Unverfügbarkeit der für unser Glück notwendigen Güter. Und selbst wenn sie verfügbar wären, so wüssten wir immer noch nicht genau zu sagen, welche der anzustrebenden Ziele nun wirklich glücklich machen, da mit den wechselnden Situationen auch die vermeintlichen Lustbringer wechseln.

Und ein Leben ist erst dann gelungen bzw. geglückt, wenn wir die als Glück bringenden Ziele erreicht bzw. rigoros angestrebt haben.

So unser allgemeiner Glaube.

Anhand eines Textausschnittes von Camus' „Der glückliche Tod“ versuchte ich zu zeigen, dass es eventuell doch einen Weg gibt, ein Gelingen selbst herzustellen. Wir bedachten hierbei die menschliche Grundkonstitution, ein Wesen zu sein, dem es in seinem Sein um dieses Sein geht, d. h. das sich im Vollzug seiner Existenz und im Versuch des Verstehens ihrer genau um die Art und Weise derselben kümmert bzw. sorgt. Diese Offenheit des Menschen für seine eigene Seinsweise stellt ihn jedoch wieder vor die Notwendigkeit, eine jeweilige Seinsweise selbst zu ergreifen, d. h. aus der Vielzahl an Möglichkeiten, die er aufgrund seiner faktischen Geword(f)enheit schon ist, immer wieder einzelne herauszugreifen und im existierenden Entschluss seiend zu verwirklichen.

Diesem Zwang, nämlich Wählen zu müssen, steht das Angebot gegenüber, genau über diese Wahl das Leben zu einem Gelingen zu führen, indem dasjenige, das sich als Möglichkeit bietet, eigens als solches ergriffen und es als das Jemeinige in den Lebensentwurf einverleibt wird. Hierzu stehen uns natürlich allzu oft die bisher gewohnten Interpretationen menschlichen Daseins im Wege, die immer wieder Zweifel an der eigenen Wahl aufkommen lassen. Um sein Leben zum Gelingen zu führen, gehört demzufolge nicht nur die entschiedene Wahl, die durch das Ja-Sagen das gelebte Leben als genau so gewolltes Leben anerkennt und sich damit frei gegenüber einer äußeren Schicksalsmacht fühlt, sondern auch das Verstehen der

immanenten Interpretationen, die man einfach aus der öffentlichen Meinung übernommen bzw. in seiner geschichtlichen Gewordenheit angenommen hat.

Ein solches Verstehen bedeutet nicht, dass man die bisher gewonnenen bzw. übernommenen Einstellungen als nichtig über Bord werfen muss. Aber eine analysierende Arbeit an ihnen, ein Sichtbarmachen der meinungsbildenden Grundströmungen gehört als Verstehen des eigenen Existierens mit dazu, sich im Sinne des „Amor fati“ selbst zu wählen als denjenigen bzw. diejenige, der bzw. die man ist.

Die Problematik des Gelingens liegt folglich darin, als wählen-Müssende sich ein Ziel, einen Sinn zu entwerfen und diesen sich gleichsam als Stern an den Horizont seiner Möglichkeiten zu heften, dabei aber die umgebenden Randbedingungen der je eigenen Existenz nicht aus den Augen zu verlieren, sondern eben erst scharf ins Auge zu fassen. Der Sinn, den wir uns je selbst geben müssen, darf also nicht außerhalb unserer eigensten Möglichkeiten liegen, weil sonst ein Gelingen unmöglich wird – oder christlich gedacht auf ein Jenseits vertröstet werden muss.

Der äußerste Sinn, den zu entwerfen wir möglich sind, liegt in der eigenen Existenz mit all ihren Schönheiten und Widrigkeiten. Ihn erreichen wir immer, da wir ihn je selbst sind. Und „gelingen“ meint schließlich nichts anderes als „sein Ziel oder einen Zweck, ein Telos zu erreichen“. Somit kann der entworfene Sinn, nämlich zu existieren, immer erreicht werden; d. h. Leben gelingt immer.

Die Poesie des Lebens besteht darin, den Tatsachenbericht, den unser Existieren schreibt, als ein Gedicht in eine ästhetische Form zu bringen, „denn“ – wie Nietzsche sagt – „nur als *ästhetisches Phänomen* ist das Dasein und die Welt ewig *gerechtfertigt*“⁷.

⁷ Nietzsche, Friedrich: Die Geburt der Tragödie aus dem Geiste der Musik, KSA 1, a. a. O., S. 47.